

Pollmanns, Marion

Die Welt als Wille oder Widerwille. Zur "Opfer"/"Täter"-Dialektik in der bürgerlichen Kälte

Pädagogische Korrespondenz (2000) 25, S. 44-57



Quellenangabe/ Reference:

Pollmanns, Marion: Die Welt als Wille oder Widerwille. Zur "Opfer"/"Täter"-Dialektik in der bürgerlichen Kälte - In: *Pädagogische Korrespondenz* (2000) 25, S. 44-57 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-77460 - DOI: 10.25656/01:7746

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-77460>

<https://doi.org/10.25656/01:7746>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<https://pk.budrich-journals.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, auführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

ESSAY5 *Andreas Gruschka*

Alles muss besser werden, aber eigentlich ist alles egal
*Über Modernisierungsphantasien und die Schwerkraft einer irrationalen
Einrichtung der fortgeschrittenen Gesellschaft*

25 **AUS DEM GESTRÜPP DES INSTITUTIONALISMUS**

Ein Gespenst geht um ...
Verhütung und Bekämpfung von Korruption in der öffentlichen Verwaltung

27 **DOKUMENTATION**

Dr. Johannes Tebbe
Der Mensch und sein Glück rückt wieder in den Mittelpunkt

29 **KÄLTESTUDIE I**

Andreas Gruschka
Was wäre, wenn es nach mir ginge?
*Moralische Urteile von Kindern im Augenblick ihrer Konfrontation
mit bürgerlicher Kälte*

44 **KÄLTESTUDIE II**

Marion Pollmanns
Die Welt als Wille oder Widerwille
Zur »Opfer«/»Täter«-Dialektik in der bürgerlichen Kälte

58 **KÄLTESTUDIE III**

Martin Heinrich
Was tun?
*Zur Diskontinuität von moralischem Wissen, moralischem Urteil
und moralischem Handeln*

DIDAKTIKUM72 *Andreas Gruschka*

Alles nur Theater

AUS DER FREMDE80 *Oskar Klemmert*

Vom Fall der Grenzen

84 **AUS DEN MEDIEN**

Karl-Heinz Dammer

Hoch soll Er leben!

90 **VERMISCHTES**

Andreas Gruschka

Der Pädagoge als Unternehmer oder Lumpenproletarier?

Marion Pollmanns

Die Welt als Wille oder Widerwille

Zur »Opfer«/»Täter«-Dialektik in der bürgerlichen Kälte

»Da sucht man sich halt das Beste für sich selber.« Mit diesem Satz beschreibt ein Jugendlicher – befragt zu dem Fall eines Jungen, dem das nötige Geld für das Geschenk fehlt, das sich seine Freundin von ihm wünscht – sein Verhalten in einer Liebesbeziehung.¹ Bezogen auf das Handeln im bürgerlichen Alltag stellt diese Aussage eine allgemeine und realitätsgerechte Maxime dar: Wer wollte nicht die beste Wohnung für sich, die preiswertesten Angebote im Kaufhaus, die optimale Verzinsung seines Vermögens, die beste Schule für seine Kinder? Zwar kann man sich in diesen Fragen gleichgültig verhalten, muss dann aber damit rechnen, deshalb später »schlechte Karten« zu haben. So ist, wer sich keinen ausreichenden Überblick über den Wohnungsmarkt verschafft und nicht darum bemüht ist, beim Vermieter seiner Wahl einen idealen Eindruck zu machen, selbst verantwortlich dafür, wenn er nur eine vergleichsweise unattraktive Wohnung abbekommt. Wer nicht bereit ist, vor jedem Kauf das beste Preis-Leistungs-Verhältnis auszukundschaften, soll nicht klagen, dass er zu teuer eingekauft hat. Wer nicht darauf bedacht ist, mit seinem Geld möglichst effektiv zu wirtschaften, muss sich diese Torheit schon leisten können. Und wer sich nicht darum kümmert, seine Kinder nur der pädagogisch avanciertesten Schule anzuvertrauen, geht das Risiko ein, dass deren Chancen später beschränkt sind. In diesem Sinn verhält sich allein derjenige realitätsgerecht, der – so er denn das Optimum erzielen will – seine Interessen konsequent verfolgt.

Im Sinn einer allgemeinen Maxime erscheint der Satz »Da sucht man sich halt das Beste für sich selber« vielleicht manchem problematisch. Anstößig klingt er auf jeden Fall, wird mit ihm das Verhalten gegenüber der Person, die man liebt, charakterisiert: Wer in einer Liebesbeziehung vor allem darauf achtet, was er vom anderen bekommt, zehrt nicht von der für Liebe grundlegenden Hoffnung, das Glück des anderen zu sichern. Wenn er den anderen bloß für sein eigenes Wohlergehen benutzt, liebt er nicht.

Die unbeirrte, von moralischem Zweifel freie Suche nach dem eigenen Vorteil kann man mit dem Verweis auf die objektiven Umstände zu rechtfertigen versuchen: »...irgendwie muss man in der heutigen Zeit schon fast so sein«. Dahinter steckt die Angst, zu kurz zu kommen. Diese Angst verweist auf die Nötigung in der bürgerlichen Gesellschaft, seine Interessen gegen die anderer zu verfolgen. Weil diese Konkurrenz mit der Knappheit dessen, worum konkurriert wird, einhergeht, bedeutet dies einen Vorteil in der Regel des anderen Nachteil. Insofern ist die Angst berechtigt, ohne das dazustehen, was man nötig hat. Auch »Liebe enthält das individualistische Prinzip« der bürgerlichen Gesellschaft, so Herbert Marcuse, denn »sie verlangt Aus-

schließlichkeit« (Marcuse 1965, S. 80). Und so erfährt man im Privaten, dass das Verlangen nach dem anderen allein dann befriedigt werden kann, wenn man sich gegen Mitbewerber durchgesetzt hat. Der verzweifelt Eifersüchtige spürt, dass er in der Konkurrenz um den begehrten Menschen unterlegen ist, dieser eine andere Person liebt.

Für die Gestehekungskosten ihres Realitätsprinzips ist die bürgerliche Gesellschaft nicht blind. Prägend für ihre Moral wurde der kategorische Imperativ Kants, der vorschreibt, nach derjenigen Maxime zu verfahren, von der man zugleich wollen könne, alle handelten nach ihr. In dieser Logik kann ein Handeln, das andere zu Opfern macht, schwerlich als vernünftig *und* moralisch akzeptiert werden. Derjenige, der, entgegen der Logik des kalkulierten Eigeninteresses, sein Handeln in diesem Sinne an der Moral ausrichten möchte, stellt sich selbst jedoch ins Abseits. Denn die Konkurrenzgesellschaft lebt davon, dass es Gewinner und Verlierer gibt, und verstößt so permanent gegen den kategorischen Imperativ. Wer es nicht in Kauf nehmen kann, dass sein Handeln auf Kosten anderer zu gehen droht, wird unter den Bedingungen der Konkurrenz um Vorteile handlungsunfähig. Eine realitätsgerechte Entscheidung kann er nicht mehr treffen, denn er ist buchstäblich »gut für diese Welt«.

Auch wenn es nicht möglich ist, Moral mit den Bedingungen der bürgerlichen Selbsterhaltung in Einklang zu bringen, so halten doch nicht wenige derjenigen, die wir interviewt haben, an der Verbindlichkeit der Moral fest. Zu fragen ist dann, wie sie verarbeiten, dass sie es nicht schaffen, die postulierten Normen wie Solidarität, Gerechtigkeit oder Liebe zu verwirklichen. Umgekehrt interessiert uns bezogen auf solche Personen, die sich realitätstüchtig verhalten, wie sie damit umgehen, gegen die Moral zu verstoßen.

I

GEWINNEN ODER VERLIEREN

Durch die Interpretation von Interviews mit Heranwachsenden rekonstruieren die Essener Kälttestudien die individuellen Reaktionen auf die objektiven Widersprüche zwischen den bürgerlichen Normen und der durch die Prinzipien der marktwirtschaftlichen Reproduktion gekennzeichneten Realität. Die Gespräche gehen aus von konkreten Widersprüchen, d.h. von lebensweltlich verankerten Konflikten zwischen erzieherisch propagierten Normen für richtiges Verhalten und den sozialisatorisch vermittelten Funktionen bürgerlicher Selbsterhaltung.

In allen verwendeten Konfliktszenarien kommt es dazu, dass jemand seinen Vorteil auf Kosten anderer durchsetzt, und immer wird es passieren, dass Verlierer auf der Strecke bleiben. Verließe man sich auf die Norm des richtigen Verhaltens, hätte man am Ende das Nachsehen:

- Wer glaubt, in der Schule könnten die Lehrer dafür sorgen, dass alle das lernen können, was alle lernen sollen, der täuscht sich. Also muss sich jeder Schüler selbst darum bemühen, beim Lehrer die Hilfen zu bekommen, die Erfolg versprechen.
- Wer glaubt, er könne die Rede eines Lehrers, er solle seinen eigensinnigen Kopf mündig gebrauchen, ernst nehmen, der wird bestraft, wenn er damit das vom Lehrer erwartete Verhalten missachtet. Wer vorwärts kommen will, sollte besser dem Lehrer nach dem Munde reden, am besten so, dass dieser es nicht merkt.

- Wer glaubt, er könne auf die Gerechtigkeit des Lehrers bauen, etwa darauf, dass dieser auf die individuellen Voraussetzungen Rücksicht nimmt, der geht ein hohes Risiko ein. Cleverer ist es, je nach Fall die Gleichbehandlung aller oder die Rücksicht auf Unterschiede einzufordern. Als richtig erweist sich dabei, was einem vermutlich nützt.
- Wer die Aufforderung zum solidarischen Verhalten beim Wort nimmt, der kann eine böse Überraschung erleben, weil er sich damit um den Erfolg bringt, auf den es im Ernstfall ankommt. Wer seinen Mitschüler abschreiben lässt, der schadet am Ende sich selbst. Denn wenn alle gute Noten haben, hat sie letztlich keiner.
- Wer schonend mit Gütern umgeht, sich nicht vom Tauschwert der Markenklamotten beeindrucken lässt, muss damit rechnen, dass er von anderen gehänselt wird, ja dass man ihn schneidet. Waren bedeuten Macht. Deswegen ist es angesagt, jeweils an der Spitze der Bewegung zu sein.

Auf diese Konflikte reagieren manche Befragte, indem sie sich entweder als Verlierer oder als Gewinner sehen. Besonders eindringlich demonstrierte uns das ein Student der Wirtschaftswissenschaften, der bezogen auf den in der Universität vorgefundenen Konkurrenzkampf um die besseren Studienbedingungen und Noten zunächst mit energischem Aufwand deutlich machte, wie clever er jede sich ihm bietende Möglichkeit zu seinem Vorteil nutzen wolle, um am Ende als Gewinner dazustehen, dass er dafür bereit sei, auch den Nachteil anderer willentlich in Kauf zu nehmen, und warum das für ihn alternativlos sei. Als der Interviewer, ungläubig über so viel Durchsetzungsbereitschaft, auf seine konkreten Erfahrungen zu sprechen kam, erwiesen sich die Absichten des Studenten als haltlos. Nun berichtete er zunehmend aufgewühlt davon, wie oft er bereits die »Arschkarte« gezogen habe, als wie unfähig er sich erwiesen hatte, seine Ellenbogen auszufahren. Mit seinen anfänglichen Aussagen wollte er sich wohl Mut machen gegen seine Erfahrung, dass er nicht in der Lage war, das »Beste für sich« zu suchen und zu sichern.

Die beiden Perspektiven, zwischen denen dieser Student sich bewegt, enthalten jeweils eine bestimmte Interpretation des geschilderten Konflikts und auch des zugrunde liegenden Widerspruchs. Beide Reaktionen haben wir in den Untersuchungen als separate generative Muster rekonstruieren können. Wir bezeichnen die Reaktionsweise desjenigen, der sich ungeachtet der geltenden Normen durchsetzen will, als »Täter« (durch objektiv Kälte verursachende Strukturen); denjenigen dagegen, der sich selbst primär als Verlierer der schlechten Wirklichkeit sieht, charakterisieren wir als »Opfer« (durch objektiv Kälte verursachende Strukturen).

Bevor an zwei Fällen genauer gezeigt wird, wie die Kälte als Verhaltensweise von »Tätern« und »Opfern« auch in Freundschaften und Liebesbeziehungen eindringt,² soll das sozialpsychologische Umfeld näher charakterisiert werden, innerhalb dessen diese Strategien, mit der Kälte umzugehen, gefunden wurden.

II

ZUM WIDERSPRUCH ZWISCHEN DER LIEBES- UND BEZIEHUNGSMORAL
UND DEM TAUSCHPRINZIP³

In unserer Gesellschaft sollen bestimmte soziale Räume von der Logik des Tausches frei gehalten werden: z.B. Familie, Freundschaften, Liebesbeziehungen. Die Liebes- und Beziehungsmoral fordert für diese Bereiche das Gegenbild zum konkurrierenden Miteinander. Entsprechend diesem Anspruch schaut man im Privaten bspw. schon mal nicht so genau auf die ökonomische Bilanz und gewährt einen »Freundschaftspreis«.

In der Praxis bestätigt sich nicht nur die Unvereinbarkeit der ökonomischen Prinzipien der Warengesellschaft mit den Normen von Liebe und Freundschaft, vielmehr wird auch die Ohnmacht der Normen gegenüber der ökonomischen Logik erfahren. Theodor W. Adorno spitzte dieses Missverhältnis zur Unmöglichkeit der Liebe zu: »Das Tauschverhältnis, dem sie durchs bürgerliche Zeitalter hindurch partiell sich widersetzte, hat sie ganz aufgesogen; die letzte Unmittelbarkeit fällt der Ferne aller Kontrahenten von allen zum Opfer. Liebe erkaltet am Wert, den das Ich sich selber zuschreibt« (Adorno 1994, S. 220).

Mit der Formel »interesseloses Interesse« versuchen die Kältestudien zu fassen, wie der Umgang zwischen einander liebenden Menschen ideal gedacht wird. In einer gegliückten Beziehung wäre dieser Widerspruch quasi naturwüchsig aufgehoben: Selbstverständlich liegt dann das Interesse des einen in der Beförderung des anderen – und umgekehrt. D.h., die Zuwendung geschieht nicht kalkuliert; nicht deshalb, weil es mir Freude macht, jemand anderem eine Freude zu machen. Und doch *macht* es Freude.

Idealerweise werden Liebe und Zuneigung als beständig gedacht. Die Obsession von Verliebten kann sich zum gegenseitigen Wunsch wandeln, den anderen nie zu verlassen. Eine Bestimmtheit, die jedoch nicht als Zwang erscheint, weil sich in ihr das interesselose Interesse verwirklicht. Man will nicht verlässlich sein, sondern die Verlässlichkeit entsteht aus dem Wunsch, das Glück möge andauern. In diesem Sinn ist Verlässlichkeit nichts anderes als die gelebte Beförderung des anderen.

Wie in der Praxis das interesselose Interesse durch das kalkulierte unterlaufen und am Ende oft dominiert wird, das Ziel der Zwanglosigkeit im Zwang untergeht, lässt sich am Beispiel des Schenkens verdeutlichen. Es stellt die vergegenständlichte Form des nicht weiter begründbaren Gebens und Nehmens dar, dem konstitutiven Verhältnis von Freundschaft und Liebe.

»Die Menschen verlernen das Schenken. Der Verletzung des Tauschprinzips haftet etwas Widersinniges und Unglaubwürdiges an« (Adorno 1994, S. 46). Vielfach wird dieser Widersinn, der im Verzicht auf ökonomische Äquivalenz liegt, weggearbeitet, indem peinlich genau darauf geachtet wird, dass das, was sich zwei Personen etwa zu ihren Geburtstagen zukommen lassen, ungefähr denselben Preis gekostet hat. Damit verliert aber das Schenken seinen ursprünglichen Sinn. Denn so wird über das Verschenkte nur noch in Bezug auf die Höhe seines Tauschwertes nachgedacht: Anstatt sich zu freuen, will man dem andern nichts schuldig bleiben. Welcher Gegenstand verschenkt wird, ist beinahe unwichtig, entscheidend ist der Preis. Mehr noch: »Der Verfall des Schenkens spiegelt sich in der peinlichen Erfindung der Geschenkartikel,

die bereits darauf angelegt sind, daß man nicht weiß, was man schenken soll, weil man es eigentlich gar nicht will. Diese Waren sind beziehungslos wie ihre Käufer« (Adorno 1994, S. 46). Indem schenkende und beschenkte Person in der Tauschlogik verharren, verdinglichen sie sich gegenseitig. Schenken, das als Ausdruck von Zuneigung und Liebe einen Hinweis darauf geben könnte, dass Kälte nicht alles ist, wird so selbst zum Akt der Kälte.

Erst wo die Schenkenden sich nicht wie in einem Schuldverhältnis begegnen, ist freiwilliges und zwangloses Geben und Nehmen möglich. Das Schielen auf die Äquivalenz der Geschenke hat allein darin sein wahres Moment, dass Zuneigung notwendig gegenseitig ist:

»Beide müssen etwas geben, Glück als das gerade nicht Tauschbare, nicht Klagbare, aber solches Geben ist untrennbar von dem Nehmen. Es ist aus, wenn den anderen nicht mehr erreicht, was man für ihn findet. Keine Liebe, die nicht Echo wäre« (Adorno 1994, S. 290).

III

»OPFER« UND »TÄTER« AUS DER EMPIRIE

Schenken wird in dem Szenario, das den Interviews mit Oberstufenschülern zum Thema soziale Intimität zugrunde liegt, Anlass eines Konflikts. Beate kritisiert in einem Gespräch mit ihrem Bruder Andreas, er sei nur deshalb mit seiner Freundin Christiane zusammen, weil ihm diese als Kind reicher Eltern materiell viel biete. Andreas wehrt sich gegen den Vorwurf, Christiane auszunutzen, schließlich helfe er ihr z.B. in Mathe und Französisch. Seine Schwester sieht sich damit bestätigt: Die Beziehung sei ein bloßes Tauschgeschäft. Nur weil Andreas mit Christiane mithalten wolle, plane er auch, seiner Freundin zum Geburtstag ein teures Parfum zu schenken. Das findet Beate bedenklich und leiht ihrem Bruder nicht die 100 Mark, um die er sie gebeten hatte, um das Parfum bezahlen zu können. Andreas sieht hingegen nicht ein, was schlecht daran sein soll, dass seine Freundin von ihm all das bekommt, was sie sich wünscht.

»Ich wurde auch immer ausgenutzt« – »aber wenn ich es machen würde, dann wäre es ein großer Fehler.«⁴

Eine Probandin ist sich nicht sicher, was sie tun würde, hätte sie einen reichen Freund, der sich ein Geschenk wünschte, das sie sich eigentlich nicht leisten könnte. Einerseits ist der Reiz, es trotzdem zu kaufen, für sie groß: *»Weil man sich vor dem eben nicht so klein vorkommen will.«* Andererseits fände sie es aber *»falsch«*, erläge sie dieser Verlockung: *»Vielleicht würde ich auch [wie Andreas; d.V.] versuchen, alles ganz toll zu machen, aber wenn ich es machen würde, dann wäre es ein großer Fehler.«*

Ein Fehler wäre es für sie deshalb, weil sie damit gegen ihre Vorstellung einer wahren Beziehung verstieße: *»Denn man soll so sein, wie man ist, und ein Mensch soll sich in einen anderen verlieben, so wie er ist, und nicht weil er ganz tolle Sachen machen kann. Denn die Person ist wichtig...«* Von daher sollte ihrer Meinung nach

der materielle Aspekt beim Schenken keine Rolle spielen: »Es reicht doch auch eine kleine Rose oder irgendein normales Geschenk. ... Es geht ja hier [im Szenario; d.V.] nur ums Geld. Das muss alles ganz teuer und ganz toll aussehen. Und wenn das eben nicht so teuer ist, dann ist das nicht so toll oder wie?«

Dass sie wirklich in einer Beziehung um ihrer selbst willen gemocht wird, kann sie sich letztlich jedoch gar nicht vorstellen. Ihre Erfahrungen haben sie in ihrem Bedürfnis nach einer echten Freundschaft beständig enttäuscht: »Ich wurde auch immer ausgenutzt, nicht wegen Geld, sondern ich wurde auch immer für Drecksarbeit ausgenutzt, irgendwie.« Daher hat sie den generalisierenden Schluss gezogen, nur dann attraktiv für andere zu sein, wenn sie ihnen etwas anbieten kann.

Dem kalkulierenden Interesse der anderen weiß sie nichts entgegenzusetzen, noch nicht einmal die Hoffnung, es könne unter ihm doch gut gehen. Vielmehr ist sie geprägt von Misstrauen gegenüber anderen Menschen, denn sie vermutet unmittelbar Objekt der Kalkulation zu werden. Sie richtet diesen Verdacht aber auch gegen sich selbst: Sie negiert ihre eigene Liebenswürdigkeit. Sie ist unsicher, ob sie im Zweifelsfall ihrer Vorstellung gemäß behandelt würde. So hält sie es für möglich, doch auf die Größe des Geschenkes zu achten – jedoch »aus der Angst heraus, sich zu blamieren. Und nicht vielleicht, weil man das will.«

Immer wieder erlebt sie sich als abhängig von den Interessen anderer. Ihre schlechten Erfahrungen führen zu einem für sie allgemein gültigen Deutungsmuster für Beziehungen: Es ist bestimmt von der generalisierten Erwartung, dass es immer so weitergehen wird, wie sie es erlebt hat, obwohl doch allein das andere, das interesseleose Interesse am Nächsten, die erstrebte Form der Beziehung ist. Um sich vor möglichen Enttäuschungen zu schützen, erwartet sie sie bereits bei jeder neuen Beziehung. Sie fügt sich so als »Opfer« in die Praxis der Freundschafts- und Liebesbeziehungen ein.

In dieser Beschreibung wird die Eingeschlossenheit deutlich, die die Probandin empfindet. Für die Erfüllung ihres Wunsches nach einer Beziehung, in der es um sie selbst geht, sieht sie keine Chance. Diese Einschätzung lässt sich nicht verstehen ohne Berücksichtigung ihrer Erfahrung, dass Beziehungen nicht den Normen der Liebes- und Beziehungsmoral gemäß gelebt werden.

Als Ursache dieses Mangels gelten ihr die anderen, die rücksichtslos ihren eigenen Vorteil suchen, bloß nach dem Nutzen, nicht aber nach der Person fragen. Indem sie davon ausgeht, hofft sie, dass es ihr gelingt, die Enttäuschungen wegzustecken – sie hatte ja eh' nichts anderes erwartet.

Sie versucht, sich so weit es geht auf diese kalkulierende Praxis nicht einzulassen. Ihr Widerstand ist indes recht defensiv: Weder glaubt sie, so die Realität verbessern zu können, noch ist sie davon überzeugt, dass sie sich dieser Praxis entziehen kann. Sie beschreibt vielmehr, wie sie andere bestochen hat, um deren Zuneigung zu gewinnen. Verhält sie sich so, hat sie jedoch ein schlechtes Gewissen, denn sie schreibt es sich als Fehler zu.

Der Widerpart des »Opfers«, der »Täter«, hat kein Problem damit, sich auf die kalkulierende Praxis einzulassen. Er nimmt sozusagen die Kampfbedingungen an, die er als die herrschenden kennen gelernt hat. Damit macht er es sich zum Ziel, sich in der widersprüchlichen Realität möglichst vorteilhaft zu platzieren.

»Man muss auch an sich denken«, denn »Die anderen machen das auch so.«⁵

Dieser Proband geht den geschilderten Konflikt unmittelbar strategisch an, indem er verschiedene Lösungsstrategien durchspielt. Die unangenehme Moralpredigt der Schwester ließe sich abwehren durch den Hinweis, dass sie das Verhalten des Bruders in Liebesdingen »nichts angehe«. Zugleich aber dürfe er sie nicht verprellen, denn er wolle ja von ihr 100,- DM bekommen, um das Parfum kaufen zu können. Der Schwester zu folgen und statt des teuren Parfums etwa »Strohblumen« zu schenken, das gehe eigentlich auch nicht, weil »er das Parfum schenken will und seine Freundin verlangt das«.

Seine weiteren Erwägungen sind bestimmt durch eine analytisch distanzierte Betrachtung einer »sehr komplexen« Geschichte. Es geht um viel und deswegen muss er genau abwägen, was zu tun ist, welchen Vorteil und welchen Nachteil eine Entscheidung nach sich zieht. Verfügte er an Andreas' Stelle über die nötigen 100,- DM, »wäre das was anderes«. Müsste er nicht sparen, fiele seine Entscheidung zugunsten des gewünschten teuren Geschenks aus. Weil er die finanziellen Möglichkeiten mit in die Kalkulation einbezieht, gilt für diesen Probanden: »Es ist wirklich schon fast eine Frage des Geldes.«

Materielle Interessen stehen für ihn nicht im Widerspruch zu einer guten Beziehung. Vielmehr geht er davon aus, dass es in Beziehungen eben immer auch um materielle Interessen geht. Er kann es gut verstehen, dass Andreas es genießt, mit seiner Freundin auf Spritztour im Sportwagen nach Hamburg mitgenommen zu werden, »man redet ja auch dabei und lernt sich dabei besser kennen.« »Das wäre anders, wenn sie jetzt zu Hause bleiben würde und nur ich würde Auto fahren.« Sobald man also etwas »zusammen tut«, komme zum Tausch Sympathie hinzu. Gegen eine solche Beziehung sei nichts einzuwenden. Dass Andreas für die Nachhilfe in Mathe in ein tolles Restaurant eingeladen werde, sei deswegen ebenfalls nicht zu beanstanden.

Wenn der Proband den Eindruck gewinnt, es gehe nur um materiellen Austausch, dann würde er sich eben entsprechend verhalten: »Wenn ich merken würde, die will ja auch nur Nachhilfe, dann nehme ich auch nur das Auto. Das ist dann wieder eine ganz andere Beziehung [...]«. Ob man eine solche Beziehung »gut« finde, das sei »dann einem selbst überlassen«. Seine Erfahrungen mit dieser Art von Beziehungen formuliert er wie folgt: »Da sucht man sich halt das Beste für sich selber, das ist dann halt Egoismus.« Er weiß, »langfristig wird so etwas dann nicht gut gehen.«

Trotzdem kann der Proband damit »leben«, denn er sieht weiterhin die Möglichkeit, so auf seine Kosten zu kommen. »Es ist natürlich moralisch nicht alles sinnvoll, wenn man so etwas macht, aber man muss auch an sich denken. ... Die anderen machen das auch so.«

Auf die Frage, ob damit seine Erwartungen an eine Freundin befriedigt seien, antwortet er entwaffnend mit dem Hinweis auf die Möglichkeit, »noch eine andere Beziehung«, »die besser wäre«, »am laufen« zu haben. Sein Lachen dabei drückt aus, dass er selbst registriert, wie er damit auch noch die Liebesfreundin instrumentalisiert: »Das ist schon wirklich extrem [...] schon ziemlich egoistisch.« Vor allem sei es riskant: »Da müsste ich mir schon überlegen, ob das gut geht.«

Letztlich ist es für den Probanden »eine Frage des Gewissens«, wie Beziehungen zu führen sind. »Manche können ihr Gewissen einfach so abschalten, der andere

sagt: »Nee, das geht vielleicht doch nicht.« Er entscheidet sich dafür, der Wirklichkeit, in der man sein Interesse am Nächsten abwägen, kalkulieren, strategisch reflektieren muss, nicht die Norm eines interesselosen Interesses am anderen entgegenzustellen. Vielmehr geht er davon aus, man müsse sich mit den Bedingungen der Konkurrenz um Menschen und Vorteile arrangieren, es machten ja alle so. Und wer nicht mitspiele, der stehe auf der Verliererseite. Um etwas vom anderen zu bekommen, müsse man ihm geben, was er haben wolle. Die Bilanz von Nehmen und Geben zeige, ob sich der Tausch lohne. Die sich darin ausdrückende Kälte spürt der Proband zwar, aber er formuliert dagegen keinen moralischen Einspruch, sondern fragt sich nur, ob und wie lange eine solche Beziehung gut gehen könne. Er orientiert sich an der Realität der Tauschverhältnisse in Beziehungen. Diese dienen der gegenseitigen Befriedigung individueller Bedürfnisse und diese seien in unserer Welt vor allem materiell bestimmt.

Die vielfältigen strategischen Überlegungen zeigen, dass er nicht nur hinnimmt, was er sieht, sondern dass er auch versucht, so viel wie möglich von der Situation zu profitieren. Im Bewusstsein bzw. mit der Unterstellung, dass jeder so handelt, kann er die Verfolgung seines Interesses ohne arge Gewissensbisse betreiben. »Irgendwie« kaufe eben jeder jeden ein. Die Freundin bekomme das Parfum, erhalte Nachhilfe, ergo bekomme sie, was sie wolle. Warum sollte er nicht das Essen und das Auto bekommen? Er selbst werde Mittel zum Zweck, also könne auch der andere zum Mittel gemacht werden. Wenn gegenseitige Sympathie hinzukomme, sei alles in Ordnung. Wie weit er damit gehen würde, weiß er nicht, es sei eben eine Frage des Gewissens – gemeldet habe dieses sich bei ihm in solchen Fällen noch nicht.

Der Schilderung lässt sich entnehmen, dass auch der »Täter« eine Vorstellung von einer nicht übervorteilenden Beziehung hat. Mit seinem Wissen, dass die Realität systematisch dieser Vorstellung nicht genügt, sieht er sich der Gefahr ausgesetzt, dass seine Bedürfnisse beständig nicht befriedigt werden könnten. Das nimmt er nicht tatenlos hin, sondern beschließt, sich in der schlechten Praxis möglichst erfolgreich durchzusetzen. Sein Verweis, die anderen machten es auch so, verdeutlicht, dass er kein Motiv sieht, sich gegen sie aufzulehnen.

Dieses legitimatorische Moment steht bei anderen Probanden dieses Reaktionsmusters nicht so im Mittelpunkt der Argumentation. Bei ihnen wird das Mitmachen stärker durch die Angst motiviert, ansonsten selbst Opfer zu werden – Opfer hier nun nicht in dem bisher verwendeten Sinn einer bestimmten Form der generativ wirksamen Deutung der widersprüchlichen Realität, also eines subjektiven Reaktionsmusters, sondern in dem Sinn, faktisch Schaden zu erleiden.⁶

IV

KOMPROMISSLOSIGKEIT

Geht es um Freundschaft oder Liebe, ist nachvollziehbar, dass die Angst, ausgenutzt zu werden, geradezu hautnah gespürt wird. Das Private verspricht ja der Ort zu sein, an dem die Prinzipien der Warengesellschaft gerade nicht gelten. Kälte tut hier so unmittelbar weh, weil Liebe die Wärme gegen die Kälte schaffen soll.

Die Idee der Liebe und auch die wahrer Freundschaft sind viel stärker positiv aufgeladen als die anderen bürgerlichen Normen wie Solidarität, Allgemeinbildung oder Mündigkeit. Für sie existiert kein Bild, das dem der Liebenden, deren Glück die missgünstige, schlechte Gesellschaft eben wegen ihrer Liebe nichts anhaben könne, vergleichbar wäre. Offensichtlich wird gehofft, Liebe entziehe sich den gesellschaftlichen Zwängen und entschädige zudem für das Leiden an ihnen. Diese heilende Wirkung könnte die Liebe aber nur dann entfalten, wenn sie unverfälscht wäre. Faktisch aber erleben die Jugendlichen, die als »Täter« oder »Opfer« reagieren, dass diese Reinheit unerreichbar ist. Das lässt sie in einer Weise realistisch werden, die als radikale Gegenwehr gegen die Aufgeladenheit der Norm verstanden werden kann. Der »Täter« nimmt von der Norm Abstand, indem er sein eigenes Leben nicht mehr nach ihr auszurichten versucht: Letztlich, d.h. hinter der Fassade von Liebe und Treue, gehe es gar nicht um Liebe, sondern um Interessengleichgewichte. Durch geschicktes Kalkulieren sei es daher möglich, die eigenen Bedürfnisse über solche Tauschakte zu befriedigen. Das »Opfer« dagegen kapituliert vor der Norm, indem es zu der Überzeugung kommt, das schöne Ideal werde in seinem Leben »leider« nicht wahr.

Dem Ideal entsprechend gilt Liebe als absolut: Es geht um alles oder nichts. Weil Liebe nur 100%ig gedacht werden kann, so aber nicht erlebt wird, sehen die beiden beschriebenen Probanden nur die Wahl zwischen ausnutzen und ausgenutzt werden. In der persönlichen Entscheidung des »Täters« gegen die Norm und im Empfinden des »Opfers«, von der schlechten Praxis der gewissenlosen anderen betroffen zu sein, kehrt die Opposition Liebe/Nicht-Liebe wieder. Beide Reaktionen sind so dramatisch wie die Idee der Liebe selbst.

Dass die beiden Reaktionsmuster »Opfer« und »Täter« anhand von Beispielen des Normbereichs soziale Intimität geschildert wurden, ist also nicht zufällig, sondern wegen der Sonderstellung der Liebe plausibel. Dennoch erscheint es erklärungsbedürftig, dass – nach dem jetzigen Stand der Ergebnisse – in den Untersuchungen zu den anderen Normbereichen diese Reaktionsmuster gar nicht bzw. nur vereinzelt gefunden wurden. Schließlich gibt es in den Konflikten auch dort regelmäßig Personen, die gewinnen, und solche, die verlieren. Dennoch sehen sich die Befragten nicht als Handelnde, die pragmatisch darum bemüht sind, von der Praxis, so wie sie ist, zu profitieren, bzw. die der Unmoral der anderen zum Opfer fallen. Es bestätigt sich die Differenz zwischen den subjektiven Deutungen und der objektiven Situation.

Bezogen auf den Normbereich der Allgemeinbildung lässt sich dieser Befund mit einer der soziologischen Funktionen von Schule erklären. Als Institution schafft sie es, den Schülerinnen und Schülern zu vermitteln, sie selbst seien diejenigen, die den Lernerfolg zu sichern haben. Ein Kind, das gelernt hat, Schüler zu sein, interpretiert eine schlechte Note nicht so, dass die Leistung der Lehrperson mangelhaft oder ungenügend war. Er sieht ein, dass er derjenige ist, der eine Leistung nicht erbracht

hat. Weil die Schüler lernen, sich ihren Erfolg selbst zuzuschreiben, kommt es ihnen nicht so leicht in den Sinn, sich im Falle des Nichtlernens als Opfer des Systems zu sehen. Weil das Versprechen der Schule, alle zu bilden, im Schulalltag nicht konsequent verfolgt wird, beklagen die Opfer des Betriebs nicht, dass die Schule ihnen gegenüber ihre normativ gebotene Aufgabe nicht erfüllt hat. Da die schulischen Verlierer sich selbst in die Verantwortung nehmen, können sie niemand anderem die Schuld geben. Folglich kann die Strategie des »Opfers« nicht verfangen. Umgekehrt können sich Schüler, die gelernt haben, sich für ihre Lernerfolge selbst in die Pflicht zu nehmen, nicht als »Täter« stilisieren. Weil Schule diese Bringepflicht beständig einklagt, vertraut kaum jemand auf die Bringepflicht der Schule. Entsprechend wird die schulische Selektion auch nicht problematisiert. Keinem Schüler erscheint es daher illegitim, sich im oberen Drittel der Normalverteilung zu platzieren: Schließlich hat er ja die dazu geforderte Leistung erbracht.

Auch in den Untersuchungen zur Solidarität und zur Gerechtigkeit stellen wir fest, dass die jeweiligen Normen keine Leitidee darstellen, deren Unterbietung die Reaktionsmuster »Opfer« oder »Täter« hervorrufen. Dies zeigt sich darin, dass in beiden Normbereichen Lösungen vorgeschlagen werden, mit denen versucht wird, das Realitätsprinzip mit Zugeständnissen an die normativen Anforderungen zu verbinden. Diese Linderungsmaßnahmen orientieren sich an den pädagogischen Zuwendungen, mit denen das Lehrpersonal angesichts der herrschenden Willkür um ein erträgliches Klima bemüht ist.

Die interviewten Schüler spiegeln also diese Verquickung von Realitätsprinzip und normativ Gefordertem, die sie aus der Schule kennen. Auch dort wird etwa die individuelle Förderung Einzelner nicht konsequent betrieben. Sie dient lediglich als Ergänzung der Gleichbehandlung aller und findet spätestens bei der Bemessung der Leistungen ihre Grenze. In gleicher Weise reagieren viele Probanden; sie plädieren bspw. dafür, allen Schülern grundsätzlich das Gleiche abzuverlangen und nur in extremen, individuellen Ausnahmefällen die Anforderungen bei der Leistungsbemessung den Fähigkeiten eines Benachteiligten anzupassen. Mit der Norm der ausgleichenden Gerechtigkeit machen Schule wie Schüler Konzessionen, um die Ungerechtigkeiten, die aus der Regel der formalen Gleichbehandlung folgen, abzuschwächen.

Ähnlich vermittelt wird in den pädagogischen Institutionen Solidarität praktiziert. Die Forderung, dem Schwachen zu helfen, verkümmert zu dem Angebot einer zweiten Chance. Befragt zu dem Fall, was man mit Schülern machen solle, die die Schrittkombination für eine Tanzaufführung nicht so gut beherrschten wie der Rest der Gruppe, wird etwa gefordert, die Betroffenen sollten verstärkt üben. Wenn dieses Üben dann allerdings nicht die erhoffte Wirkung hat, die ehemals Schwachen also nicht stark geworden sind, haben sie diese Chance offensichtlich nicht genutzt. Daher müsse dann überlegt werden, auf welche möglichst schonende Art die Gruppe nun den Schlechteren mitteilen solle, dass sie den Leistungsstandards nicht genügen. Schule wie Schüler bringen den Schwachen damit eine limitierte Form der Solidarität entgegen: eine zweite Chance und diplomatischen Takt. Verwirklichte Solidarität, der die Schwäche der Schwachen bspw. nicht als Grund erscheint, sie aus der Tanzgruppe auszuschließen, kann von den in den pädagogischen Betrieb Involvierten fast

nicht mehr gedacht werden. Sie implizierte schließlich, Leistung nicht mehr als Kriterium der Selektion anzuwenden.

Auch in den Studien zum Normbereich Umgang mit Gütern wurden »Opfer« oder »Täter« noch nicht gefunden. Weil hier der Stand der Auswertungen noch vorläufig ist, lässt sich über Gründe dafür nur spekulieren. Deutlich wurde jedoch bereits, dass die meisten kleineren Kinder bestimmte Güter primär haben wollen, um sie zu benutzen, und sie die Güter noch nicht so stark symbolhaft aufladen, wie es Ältere tun. Sie sind bspw. bloß daran interessiert, mit den Dingen zu spielen. Und so verwehren sie einem anderen Kind zumeist auch nicht den Gebrauch des eigenen Spielzeugs, wenn sie es selbst gerade nicht brauchen. Insofern scheinen weder Tauschwertvorstellungen noch das Streben nach privatem Reichtum für die meisten jüngeren Kinder den Umgang mit Gütern zu beeinflussen. Ältere Kinder und Jugendliche kennen diese Aspekte sehr wohl. Dass wir niemanden gefunden haben, der sich als »Täter« oder »Opfer« verhält, mag daran liegen, dass die Jugendlichen realistisch genug sind, sich mögliche Ermahnungen, mit Gegenständen schonend umzugehen, das Vorhandene gerecht zu teilen oder mehr auf den Artikel als auf die Marke zu achten, nur in extremen Fällen wie »Verschwendungssucht« oder »Kaufrausch« gefallen zu lassen. Sie stimmten den »Maß-Regelungen« dann zu und sähen gleichzeitig ihre tägliche Praxis, die sie nicht als maßlos empfinden, von Kritik ausgenommen. Die Jugendlichen müssten dann nicht befürchten, dass ihr Handeln gemessen an einer bestimmten Leitidee als hinfällig erschiene, wie das bei der Liebesmoral offensichtlich der Fall ist.

Bis hierhin mag es erscheinen, als biete allein der Bereich des Privaten wegen seiner Versprechungen von Geborgenheit und Wärme Anlass zu Reaktionen im Sinne eines »Opfers« oder »Täters«. Dem ist aber nicht so: Auch in den Studien zur Krankenpflege konnten beide Reaktionsmuster rekonstruiert werden. Die Tragfähigkeit der Muster ist dort aber aus anderen Gründen plausibel.

Das Auftreten der »Opfer«-Strategie unter Pflegenden lässt sich begreifen über den hohen Stellenwert, den die Moral, hier als Norm der patientenorientierten Pflege, für das Selbstverständnis dieses Berufs hat. Die Widersprüchlichkeit des Pflegealltags, in dem die Norm nicht länger für verbindlich gehalten wird, stellt daher die Identifikation mit der ausübenden Tätigkeit tendenziell in Frage. Aus diesem Grund können die Auszubildenden der herrschenden Praxis, an der sie mitwirken, nicht zustimmen. Wollen sie ihr berufliches Ziel erreichen, müssen sie sich an die Praxis anpassen.

Ihr Status als Auszubildende ist eine Ursache dafür, dass es ihnen gelingt, ihr eigenes Selbstverständnis auch gegen die Praxis zu entwerfen. Als Schüler sind sie uneingeschränkt in die alltägliche Routine und damit in die Konkurrenz mit den examinierten Kräften eingespannt, und sie sind auf möglichst gute Beurteilungen ihrer Arbeit angewiesen. Um in dieser Hinsicht keine Nachteile zu haben, fügen sich die Schüler dem Druck. Es wird akzeptiert, »dass ich meinen Teil dazu beitrage, dass man da halt die Arbeit gemacht kriegt«, auch wenn dabei die Bedürfnisse der Patienten nicht immer berücksichtigt werden können. Eine Maßregelung wegen zu langsamem Arbeiten nimmt man »natürlich nicht gern in Kauf«, schließlich »ist man vielleicht auch froh, dass man einen Ausbildungsplatz hat – heutzutage.«

Neben diesen Erwägungen mag auch die spezifische Spannung der dualen Ausbildung zwischen Schule und Krankenhausstationen das Reaktionsmuster »Opfer« stüt-

zen: »In der Schule wird gesagt, es gibt nicht zu wenig Zeit, man muss sich die Zeit nehmen«, sagt ein Proband lachend. Das Lachen drückt die Hilflosigkeit gegenüber der Tatsache aus, wie wirklichkeitsfremd das in der Schule Gelehrte ist. Die Normen werden deshalb nicht für falsch erachtet. Die Unmöglichkeit, die Norm zu realisieren, kann als Folge der Unabgestimmtheit der Theorie auf die Praxis erscheinen, für die sie persönlich nichts können. Es ist ihnen daher unmittelbar evident: »Auch wenn man sich vorher vornimmt: Ich mache alles so, wie es in der Schule beigebracht wird. Das kann man nicht durchhalten, das kann man überhaupt nicht.« Steht das fest, so erscheint die eigene Praxis zwar als kritikwürdig, die Schüler fühlen sich aber nicht mehr für sie verantwortlich.

Diese ausbildungsspezifischen Aspekte ermöglichen es Krankenpflegeschülern, sich gegen die Praxis, zu der sie durch fremde Regie angehalten werden, abzugrenzen. Ihrem Selbstbild nach bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich den Umständen anzupassen, denn Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Als Kritiker sähen sie sich dem Vorwurf ausgesetzt, anmaßend zu sein: »ja von wegen, was fällt ihr ein, als Schülerin so großartig versuchen, die Station zu leiten«. Weil die Auszubildenden aber dennoch mit der bestehenden Praxis nicht einverstanden sein können, lebt ihre Kritik als theoretische fort. Als Beispiel sei die Konsequenz einer Schülerin geschildert, die von der Stationschwester dafür gerügt worden war, das Austeilen des nachmittäglichen Kaffees unterbrochen zu haben, um einen Patienten zu reinigen, den sie eingestuhlt in seinem Bett antraf. Der Schülerin leuchtet trotz der Ermahnung nicht ein, dass sie ihre Pflege an den Abläufen der Krankenhausküche ausrichten soll. Als sie sich am nächsten Tag vor die gleiche Situation gestellt sieht, reagiert sie dennoch wie gefordert. »Aber so für mich selber fand' ich das nicht so okay. Ich hätte es lieber trotzdem wieder andersherum gemacht.« Die Überzeugung, die Situation verlange eine bessere Pflege, ermöglicht es so, paradoxerweise, in der schlechten Praxis handlungsfähig zu bleiben. Das »Opfer« lebt mit einer negativen Identität, mit einem Widerwillen gegenüber der eigenen Praxis: »Also ich denke mir, zufrieden ist da keiner mit.«

Die fortgeschrittenen Krankenpflegeschüler des Oberkurses erkennen, dass das Problem der ungenügenden Pflege nicht auf die Hierarchie zwischen Examinierten und Schülern zurückzuführen ist. Das bedeutet aber nicht, dass wegen dieser Einsicht das Reaktionsmuster des »Opfers« nicht mehr auftritt. Pflegende, die in der Hierarchie nicht mehr unten stehen, können sich dann etwa durch den herrschenden »Betrieb« zu defizitärer Pflege genötigt sehen.

Dass im Bereich der Krankenpflege ein »Täter« gefunden wurde, scheint auf den ersten Blick gegen die Hypothesen zur Tragfähigkeit des Reaktionsmusters »Opfer« zu sprechen: Wenn Pflegende etwa genötigt sind, ihr Berufsethos hochzuhalten, wie kann dann jemand langfristig ohne Übernahme dieser Norm in der Pflege arbeiten? Der »Täter« wandelt das Berufsethos, das ihn zum Opfer des Betriebs machen kann, in das Prinzip der Selbstfürsorge um. Damit er unter den schlechten Bedingungen überhaupt etwas für die Patienten tun kann, würde er darauf achten, dass es ihm nicht zu schlecht geht, er müsse abstumpfen und dürfe darüber kein schlechtes Gewissen entwickeln. Er brauche die Pausen für die Erholung und dürfe sich nicht unter Druck setzen lassen, jede Minute für die Patienten da zu sein. Man dürfe sich die Pflege »nicht so zu Herzen nehmen«, weil man sonst schnell mit dem Beruf »aufhören«

müsse. Von daher versteht sich auch, dass das Engagement anderer daraufhin kontrolliert werden muss, ob es nicht auf die eigenen Kosten geht: »Wenn die sich beim Patienten verwirklichen, dann kann ich deren Arbeit machen, denkste!«

V

DIE NÄHE DER »OPFER« UND »TÄTER«

Der Vergleich der Reaktionsmuster »Opfer« und Täter« macht deutlich, dass beide Formen, indem sie auf den Widerspruch direkt antworten, ihn zugleich widerspiegeln. Sowohl das »Opfer« als auch der »Täter« wissen, was als das Richtige geboten ist und dass die Realität nach Prinzipien funktioniert, die eine Normerfüllung ausschließen. Dieses Erkennen des Widerspruchs wird für beide unmittelbar zur Aufforderung, sich in die widersprüchliche Praxis einzuordnen, d.h. sich ihr so, wie sie nun mal ist, anzupassen. Es gibt aus ihrer Sicht nur zwei Möglichkeiten: Gewinner oder Verlierer zu sein. Angesichts dieser Dualität sehen sie sich der ständigen Drohung ausgesetzt, mit ihren Bedürfnissen auf der Strecke zu bleiben. Die Angst davor kennzeichnet beide Reaktionsmuster.

Aus dieser Angst entwickelt das »Opfer« eine pessimistische Perspektive: Dafür, in der Praxis seine Interessen durchzusetzen, sieht es letztlich keine Chance. Es findet sich damit ab, im Zweifelsfall zu kurz zu kommen, egal wie sehr es sich bemüht. Der »Täter« dagegen antwortet offensiv auf seine Angst und glaubt, indem er die Spielregeln bedient, das Beste für sich erreichen zu können. Dabei zeigt er sich nicht immer als Verfechter des blanken Konkurrenzprinzips, sondern verweist ggf. auch auf die es bändigenden Normen – je nachdem, von welcher Strategie er sich den größten Vorteil verspricht. Im Extremfall versucht der »Täter« also, nicht nur im Interessenkonflikt mit anderen zu gewinnen, sondern auch, von der Widersprüchlichkeit der Praxis selbst zu profitieren. Ein Jugendlicher demonstrierte uns die Instrumentalisierung der Normen zum eigenen Vorteil. Sollte er davon profitieren, dass der Lehrer alle gleich behandelt, würde er gegen die Bevorzugung Benachteiligter massiv Gerechtigkeit einklagen. Sollte er aber den Eindruck haben, durch das Prinzip der Gleichbehandlung benachteiligt zu werden, dann würde er ebenso nachdrücklich für sich eine Sonderbehandlung verlangen.

Beide Wege sind für die Probanden nur deswegen subjektiv plausibel, weil sie nur die Alternative: Gewinner oder Verlierer sehen. Sowohl das »Opfer« wie der »Täter« kleben damit geradezu an der widersprüchlichen Praxis. Manche sehen den Widerspruch wie ein Schicksal über die Praxis verhängt, ohne erklären zu können, wieso er besteht. Folglich ergibt sich auch keine Perspektive, die Praxis zu verändern. In diesem Sinn sind »Täter« wie »Opfer« äußerst realitätstüchtig und zugleich affirmativ.

In konkreten Konfliktfällen kann ihr Handeln gleich aussehen. Verschieden sind die Reaktionsmuster jedoch in der Art und Weise, wie sie die Entscheidung und ihr Handeln bewerten. Der »Täter« sieht sich selbst in der Position des entscheidenden Subjekts. So meint der oben beschriebene Proband: »Es ist auch eine Frage des Gewissens, manche können ihr Gewissen einfach so abschalten, der andere sagt: »Nee, das geht vielleicht doch nicht.« Auf sein Gewissen verweist der Täter, weil er weiß, dass sein Erfolg im Zweifelsfall auf seiner Skrupellosigkeit beruht. Ihm ist klar, dass er sich in seinem Handeln nur deshalb von seinem Gewissen leiten lassen kann,

weil es ihn gar nicht dazu anhält, die Normen zu befolgen. Er hat sich ja dafür entschieden, die Kälte zu bedienen.

Das »Opfer« sieht sich als Getriebener. Ihm erschiene der Rat, sich dem Gewissen gemäß zu verhalten, überhaupt nicht hilfreich. Es möchte ja die Normen verwirklicht sehen und auch sein Handeln danach ausrichten, sieht aber unter den gegebenen Bedingungen keine Möglichkeit dazu. Es will die drohenden negativen Konsequenzen von nicht-funktionsgemäßem Handeln nicht tragen: »...dann stehe ich allein da!« Deswegen stellt es sich lieber auf das Verhalten ein, das es »eigentlich« nicht will. Das Gewissen des »Opfers« ist damit immer das schlechte. Auf dessen Weisung kann es »leider« nicht hören. Erst als »Opfer« wird es dem Opfer möglich, sich der falschen Praxis zu fügen. Die eigene Ohnmacht angesichts der Übermacht der anderen und der Verhältnisse erklärt das Reaktionsmuster so, dass die Verantwortung für das eigene Verhalten zurückgenommen wird.

Der Unterschied der Haltungen gegenüber den Normverletzungen und den Opfern, die das Konkurrenzsystem notwendig produziert, markiert das Umkippen des einen Musters in das andere. »Opfer« und »Täter« (durch objektiv Kälte verursachende Strukturen) reagieren komplementär auf die Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft, auf jene Widersprüche, die beide in ihrer Praxis hinnehmen – ob nun willig oder widerwillig. Beide, »Opfer« und »Täter«, haben sich vom erkannten Widerspruch dumm machen lassen.

ANMERKUNGEN

- 1 Alle kursiv gesetzten Zitate entstammen Interviews mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen.
- 2 Mit dieser detaillierteren Schilderung soll die im letzten Heft vorgelegte Beschreibung der typischen Logik der Reaktionsmuster plausibel gemacht werden (vgl. Heinrich 1999). Auch Lesern, die die dortigen Ausführungen nicht kennen, wollen wir den hier besprochenen Teil unserer Ergebnisse verständlich präsentieren.
- 3 Siehe dazu: Vogel 1998.
- 4 Grundlage dieser Beschreibung bildet eine von Ralf Boost erarbeitete Portraitstudie.
- 5 Grundlage dieser Beschreibung bildet eine von Andreas Gruschka erarbeitete Portraitstudie.
- 6 Vor diesen realen Schädigungen wird das Reaktionsmuster des »Opfers« wie das des »Täters« die Subjekte nicht schützen. Beide werden sowohl Opfer als auch Täter der herrschenden Widersprüche werden. Beiden werden andere Personen auch privat kalkulierend begegnen, beide werden ebenso selbst kalkulierend mit anderen verfahren. Darin unterscheiden sie sich nicht von allen anderen, die den Widersprüchen ausgesetzt sind.

LITERATUR

- Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben.* [1951] Frankfurt am Main 1994.
- Heinrich, Martin: Zum Stand einer Theorie der Ontogenese bürgerlicher Kälte. Oder: »Wie man kalt wird« (Teil 3). In: *Pädagogische Korrespondenz.* Heft 24. 1999. S. 5–31.
- Marcuse, Herbert: Über den affirmativen Charakter der Kultur. [1937] In: Ders.: *Kultur und Gesellschaft.* Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1965. S. 56–101.
- Vogel, Sebastian: »Interesseloses Interesse« als die Norm der Liebes- und Beziehungsmoral. ihre Funktion und Verankerung in der Lebenswelt. Unveröffentlichtes Manuskript. Essen 1998.